

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

26.8.1934 (No. 34)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 34



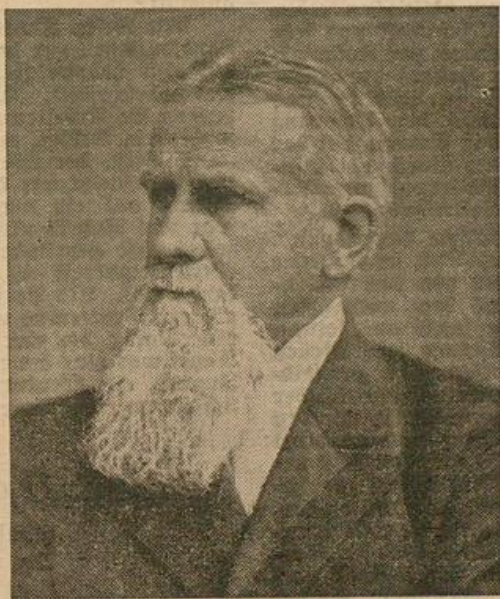
26. August 1934

Georg Hupp / Friedrich Ratzel, der Begründer der Geopolitik

Schon die Tatsache, daß Friedrich Ratzel, der zu den Klassikern unter den deutschen Geographen zählt, ein Kind unserer badischen Heimat und ein Sohn der Landeshauptstadt war, verpflichtet uns, in diesen Tagen seiner zu gedenken. Im August jährt sich der Geburtstag dieses hervorragenden Wissenschaftlers zum neunzigsten und sein Todestag zum dreißigstenmal. Gehört somit die Lebenszeit Ratzels einer verflochtenen Epoche an, so darf gerade sein Werk als durchaus zeitgemäß und richtunggebend bis in unsere Tage herein bezeichnet werden.

Das Haus Nr. 123 der Kaiserstraße trägt als bescheidene Erinnerung an Karlsruhes großen Sohn eine Gedenktafel mit der Inschrift: Geograph Friedrich Ratzel wurde am 30. August 1844 in diesem Hause geboren. Ratzels Vater stand als Kammerer im Dienst des badischen Großherzogs. Er muß ein geistig regsamer Mann gewesen sein, denn nach seiner Pensionierung übertrug ihm sein Herr die Verwaltung der fürstlichen Privatbibliothek. In seinen Erinnerungen, die als Aufsätze im „Grenzboten“ erschienen und nach seinem Tode in dem Band „Glücksinseln und Träume“ zusammengefaßt wurden, berichtet Ratzel so manches aus seinen Karlsruher Jugendjahren. Im Schlossgarten wurde in dem naturfrohen Kinde die Liebe zu Pflanze und Tier schon früh geweckt, und im Naturalienkabinett empfing der wissenschaftliche Junge so manche Anregung, die für sein späteres Studium entscheidend wurde. „Da wir nun öfters das Museum besuchten, begann das Vergleichen und Benennen, und unwillkürlich wurden wir in das Klassifizieren hineingeführt, das die Grundlage aller weiteren Fortschritte war. Es dauerte nicht lange, so machten wir auf eigene Hand Entdeckungsexpeditionen in die Sandstein- und Muschelkalkbrüche der Umgebung. Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen, als ich die Fauna des Keupers und des Muschelkalks mit zwei ausgezeichneten Formen bereicherte. Niemand, am wenigsten ich selbst, ließ sich damals träumen, daß damit ein Weg betreten war, der mich viel später weit führen sollte, nachdem ich einige andere schon gewandert war.“ Als Knabe noch zog Ratzel aus dem Elternhaus in die Fremde, um in der Apotheke zu Eichtersheim in vierjähriger Lehrzeit die grundlegenden Kenntnisse für seinen künftigen Beruf zu erwerben. Die liebliche Landschaft des Kraichgaus, die reiche Vergangenheit seiner Dörfer und die ansprechende Eigenart seiner Bauern ließ in der empfänglichen Jünglingsseele eine immer größer werdende Liebe zur Natur und ein immer stärker werdendes Verlangen zur Erforschung von Land und Leuten wach werden. Als der 19jährige Ratzel an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe die pharmazeutische Prüfung

bestanden hatte, schlug er den Weg ein, den sein Inneres ihn zu gehen zwang, und der sich in der Folge seines Lebens als der ihm gemäße erweisen sollte. Seine Assistentenzeit zu Mörs und Rapperswyl am Züricher See benutzte er zur Aneignung der Kenntnisse, die im badischen Abiturientenexamen aufzuweisen waren, und im Jahre 1866 begann Friedrich Ratzel das Studium der Naturwissenschaft an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe. Als Abschluß seiner wissenschaftlichen Ausbildung, die ihn nach Heidelberg, Jena und Berlin führte, erwarb er die Doktorwürde an der Universität in Heidelberg.



Seine Wanderjahre begann der junge Gelehrte bei Charles Martin, einem berühmten Zoologen zu Montpellier, dann unternahm er als Reiseberichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ Fahrten durch die Länder der Alten und Neuen Welt. Italien, Sizilien, Siebenbürgen, Nordamerika, Kuba lernte Ratzel kennen, seine Eindrücke schrieb er in „Reisebriefen“ für seine Zeitung nieder. Als Freiwilliger eines badischen Regiments beteiligte er sich am deutsch-französischen Kriege, von dem er nach einer Verwundung, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, wieder zu seiner Tätigkeit als Berichterstatter zurückkehrte. Erst um das Jahr 1875 schließt er seine Wanderzeit ab, um sich an der Technischen Hochschule in München als Privatdozent für Geographie niederzulassen. Damit beginnen die Jahre unermüdlicher Arbeit als Lehrer und Wissenschaftler, als deren Ergebnis eine gewaltige Reihe von Schriften und Büchern entstand. Im Jahre 1886 wurde Ratzel zur Nachfolge von Richthofen nach Leipzig berufen. Als Forscher sowohl wie als Lehrer der akademischen Jugend

genieß er einen hervorragenden Ruf unter seinen Zeitgenossen. Er stand auf der Höhe seines Schaffens, als ihn ein plötzlicher Tod ereilte. Sein Werk aber ist lebendig geblieben, und gerade uns Heutigen muß die Bedeutung von Ratzels Lehren in ganz besonderem Maße offenbar werden.

Ratzels Weg zur Erdkunde führte bekanntlich über die Naturwissenschaft. Der Landschaftler und Naturschilderer ist aus den meisten Werken zu erkennen, und in seiner letzten Veröffentlichung „Ueber Naturschilderung“ kehrt der große Forscher gleichsam zum Ausgangspunkt seiner gewaltigen Lebensarbeit zurück. Trockener Wissenschaft war Ratzel abhold, vom Gelehrten fordert er künstlerisches Empfinden. In diesem seinem letzten Werk wird von ihm der Gedanke verfochten, „daß gerade im Geographieunterricht auf den Winter der rein verständnismäßigen Aufklärung ein sonniger Frühling der Naturfreude zu folgen habe“. Damit haben wir einen Wesenszug Ratzelscher Wissenschaft bereits verspürt: Das Streben zur Gesamtschau, zur Totalität. So peinlich der Gelehrte in seinen

Forschungen und so klar und sachlich er in seinen Feststellungen war, in dem Aufbau seiner Werke ließ er nie das Streben zu einem großen Ziel vermessen. Alle seine Werke stellen einen einzigen gelungenen Wurf dar, sind kühn im Aufbau und fesselnd in ihrem Inhalt. Ein Biograph sagt mit Recht von ihm: „Unermüdlisches Arbeiten und völlige Vertrautheit mit dem eigenen Wissensgebiet genügen nicht allein, sondern es muß auch die selbstschöpferische Kraft eines geistsgewaltigen Baumeisters hinzukommen, der in ein bereits vorhandenes Gebäude nicht bloß Bausteine einfügt, sondern einen selbständigen Bau errichtet und neu schaffend seine eigenen Wege geht. Zu diesen Auserwählten gehörte Friedrich Ratzel.“

Die Geographie zur Zeit Ratzels huldigte einer ausgesprochen physischen Richtung, das menschliche Element war so wenig darin berücksichtigt, daß viele Forscher dem Menschen und seinem Walten überhaupt keinen Platz bei der Beschreibung erforschter Erdräume zugestanden. Dieser einseitigen zergliedernden Methode stellte Ratzel eine Betrachtungsweise gegenüber, die die Beziehungen zwischen Natur, Geschichte und Menschheit bewußt hervorkehrt. Gerade Ratzel, der vom Naturwissenschaftler zum Geographen wurde, gerade er hat die Geographie des Menschen neu belebt. Einseitigkeit kann ihm dabei nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er erkannte richtig, daß die Erdkunde auf naturwissenschaftlicher Grundlage unbedingt aufzubauen hat, daß als ihr erstes Ziel die Erforschung und Erkenntnis der Erde und ihrer Oberfläche gelten müsse. Auf dieser Erde aber spielt der Mensch und die gesamte Lebenswelt eine so maßgebende Rolle, daß der Totalitätsgedanke den lebensnahen Forscher erfüllen muß. Denn alles Leben ist an die Erde geknüpft, ist von ihr abhängig und wirkt umgestaltend auf sie in gleichem Maße, wie durch sie seine Daseinsmöglichkeiten bedingt sind.

In einem großangelegten Werke wollte der Meister diese innigen Beziehungen zwischen Erde und Leben darstellen, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Vorarbeit dazu war getan. Sie liegt vor uns in der Studie über „Den Lebensraum“ und in dem großartig ausgestatteten, fesselnd geschriebenen Werke „Die Erde und das Leben“, ein Buch, das von den Ratzelschen Werken wohl den größten Leserkreis gefunden haben dürfte.

Wenn wir heute der Wissenschaft wieder ihre ganz bestimmte Aufgabe im Dienste der Volkheit zuweisen, so ist uns Ratzel bereits als Führer vorangegangen. Seine Geographie ist nicht Forschung um ihrer selbst willen, sie ist Dienst am Menschen und am Volke. So wenig Ratzel am politischen Leben seiner Zeit teilnahm, so sehr stand seine Wissenschaft und sein Werk im Dienste der Politik. Zur Flottenfrage, zur Kolonialfrage, zur Rassenfrage, zur Frage nach der Heimat der Indogermanen nahm der vielseitige Gelehrte in Büchern und Schriften in origineller Weise Stellung. Ueber den Ursprung der Indogermanen vertrat er die Ansicht, daß Europa seit der Eiszeit fast bis in die geologische Gegenwart hinein ein insulares Gebilde gewesen sei, also die beste Isolierung zur Herausbildung eines besonderen Rassentyps geboten habe.

Das Hauptwerk Ratzels ist seine „Politische Geographie“. Mit ihr wurde er zum Begründer der Geopolitik, jener Lehre vom Wesen und Werden eines Staates und von den Lebensbedürfnissen eines Volkes, wie sie sich aus den natürlichen Grundlagen, aus Lage, Gestalt und Größe sowie aus seinem inneren Aufbau ergeben. Wenn durch Männer wie Kellen und in unseren Tagen durch Haushofer die Geopolitik zur selbständigen Wissenschaft ausgebaut wurde, wenn heute in der Volkserziehung und Volksbildung das geopolitische Denken und Wissen ganz besondere Schulung erfährt, dann verdient Ratzels Name stets ehrenvolle Erwähnung. Er hat uns gelehrt, den Blick auf die Gesamtschau staatlichen Lebens zu richten. Schon in seinem ersten großen Werke, in seiner „Anthropogeographie“, erschließt er die Grundlage zur Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Ratzel hat die Geographie des Menschen zu einer selbständigen Zweigwissenschaft im Rahmen der allgemeinen Geographie ausgestaltet. Er hat erst die mannigfaltigen Beziehungen erkannt, die von der Erdkunde zur Geschichte, zur Soziologie und zur Ethnologie ohne Zweifel vorhanden sind, und er hat diese Erkenntnis in politisch wichtigen Auslegungen fruchtbar gemacht. Seit Ratzels „Anthropogeographie“ schenkt die wissenschaftliche Erdkunde den Beziehungen der Menschheit zum Boden und des Bodens zur Menschheit wieder ganz besondere Aufmerksamkeit. Ratzel als Begründer dieser Betrachtungsweise stellt der Anthropogeographie drei Aufgaben: Die Gebiete der Erde zu beschreiben und auf Karten zu zeichnen, den geographischen Ursachen für die Verbreitung der Menschen auf der Erde nachzugehen, und die Wirkungen der Natur auf Körper und Geist der Menschen zu untersuchen.

Hatte Ratzel überzeugend dargelegt, daß die Geschichte der Völker bedingt ist durch ihre geographische Lage und ihre natürliche Beschaffenheit, so mußte er notgedrungen auch die Staatenkunde in organische Verbindung mit der Geographie der Menschen bringen. Und damit wurde er zum Schöpfer

einer zweiten selbständigen Disziplin: der politischen Geographie. Sie stellt eine Synthese dar von Geschichte, Politik, Soziologie, Nationalökonomie, Staatswissenschaft und Erdkunde. War die Anthropogeographie die Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte, so ist die politische Geographie die Anwendung der Erdkunde auf die Politik, sie ist Geopolitik. Im Jahre 1897 erschien die erste Ausgabe, bei der zweiten Auflage im Jahre 1903 erfuhr der Titel eine Erweiterung: „Politische Geographie oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges“. Wie zeitgemäß mutet uns das an, was Ratzel in diesem Werke zu uns spricht. Er geht von dem Grundsatz aus, daß der Staat nur eine Form der Verbreitung des Lebens und der Erdoberfläche ist. „Für die Biogeographie ist der Staat der Menschen eine Form der Verbreitung des Lebens an der Erdoberfläche. Er steht unter denselben Einflüssen wie alles Leben.“ Wie alles organische Leben auf der Erde und wie alle Werke und Organisationen des Menschen werden demgemäß auch die Staaten durch die Eigenart des Bodens, auf dem sie entstanden, in der verschiedensten Weise beeinflusst. Ein Staatswesen muß als lebendiger, bodenständiger Organismus aufgefaßt werden, der demselben Wechsel des Entstehens, Wachstums und Vergehens unterworfen ist wie alle Lebewesen. „Aus dieser Auffassung heraus ist dieses Buch entstanden, in dem daher die Staaten auf allen Stufen der Entwicklung als Organismen betrachtet werden, deren Geographisches in ihrem notwendigen Zusammenhang mit dem Boden liegt. Auf diesem Boden entwickeln sie sich, wie uns die Ethnographie und die Geschichte zeigt, indem sie immer tiefer aus seinen Quellen schöpfen.“ Aufgabe des Geopolitikers wird es sein, die verschiedensten Staatsweisen, ihre Lebensbedingungen und ihre Schicksale zu studieren und aus dem Vergleich allgemeine politisch-geographische Gesetze abzuleiten. Sie sollen uns Fingerzeige geben bei Neugestaltungen staatlicher oder kolonialer Art, sie sollen uns Wege weisen in unserem Verhalten bei innerpolitischen Angelegenheiten, wie bei Fragen der Besitzverteilung, des Grenzschutzes oder der Wirtschaftsgestaltung. „Je einfacher und unmittelbarer der Zusammenhang des Staates mit seinem Boden, desto gesunder ist jederzeit sein Leben und Wachstum. Vorzüglich gehört dazu auch, daß mindestens die Mehrzahl der Bevölkerung des Staates eine Verbindung mit seinem Boden so bewahrt, daß es auch ihr Boden ist.“ Mühen uns diese Worte Ratzels nicht an wie Prophetien, deren Wahrheitsgehalt gerade unsere Zeit zu erkennen und für die Gestaltung des völkischen Lebens zugrunde zu legen sich anbedingt?

Mit diesen Ausführungen ist das Wirken unseres genialen Landsmannes nur in großen Zügen dargelegt. Wir haben uns auf eine knappe Zeichnung des Idengehaltendes seiner Hauptwerke beschränkt. Wie umfassend dieser große Geist war, bezeugen die Arbeiten und Studien auf künstlerischem und philosophischem Gebiet, wie die über „Renan und die Natur“ oder „Der Geist, der über den Wassern schwebt“, aus denen eine tiefe Ehrfurcht vor den letzten Geheimnissen und Mähteln des Lebens und ein verinnerlichter Gottglaube zu uns sprechen. Der Ruf Ratzels als Hochschullehrer war schon zu seinen Lebzeiten fest gegründet. Seine Vorlesungen übten eine große Anziehungskraft auf die Studenten des Inlands und des Auslands aus. Als Persönlichkeit wird er von seinen Zeitgenossen als ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle bezeichnet, als eine Natur, die nur vornehm und edel zu denken fähig war. Ratzel war eine der wahren Führernaturen für die akademische Jugend, ein Wegbereiter großer Ideen, deren Wahrhaftigkeit sich in unseren Tagen eindringlich bestätigt hat.

Nora Bag / Im Kreislauf

Fliehe, fliehe, überfliehe,
Du mein Herz, verström dich ganz,
Aus der Tiefe, aus der Tiefe
Steige in des Tages Glanz.
Von der großen Kraft getrieben,
Hebe Strom dich höher, höher!
Von der Bläue angezogen
Auf zum Himmel näher, näher!

Fallet Tropfen, fallet wieder
Auf die dürstige Erde nieder.
Ungebor'nes drängt zum Leben,
Helst es stärken, helst es heben,
Folgt dem großen Abwärtsgleiten
Willig in die Dunkelheiten.

Auf und nieder, auf und nieder,
So, nach des Lebend'gen Weise
Schwing dich mit im großen Kreise.

H. / Aus Karl Gottfried Naders Gymnasialzeit

Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Dialektdichters veröffentlicht anläßlich des 125. Geburtstags

Der bekannte Dichter von „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ hat die nachfolgenden Erinnerungen an seine Heidelberger Gymnasialzeit im 20. Lebensjahr als Student der Rechte in Berlin niedergeschrieben. Frau Pfarrer Nader's Wwe. zu Neuenheim, des Dichters Schwiegertochter, hatte seinerzeit die Güte, dem Einsender dieses den noch vorhandenen schriftlichen Nachlaß des Dichters behufs Veröffentlichung zu übergeben.

Berlin, 28. August 1829.

„Heute, nahe am Schluß der Kollegien, wurde ich bei Reigenperger¹⁾ durch Poffelt, meinen alten, treuen Kumpan vom Heidelberger Gymnasium her, an die fröhlichen und langweiligen Schulstunden erinnert. Soweit mein flüchtiges Gedächtnis mich nicht schon jetzt im Stiche läßt, will ich die schwankenden Gestalten nachzeichnen, deren ich mich zum Teil mit Rührung erinnere. Acht volle Jahre habe ich auf der Schule zugebracht, von 1818 bis 1826 im Herbst. Mein erster Lehrer, Kl. . . ., klein von Statur, still, mürrisch und jähzornig, ein beginnender Coger²⁾ mit ergrauenden Haaren, mit stehenden schwarzen Augen wurde trotz dieser Eigenschaften von uns geliebt. Er behandelte einen wie den andern, wenn man einen einzigen ausnimmt, C. . . . aus Heidelberg, gegen welchen er eine große Antipathie zu haben schien, die sich aber durch die 1826 in den Niederlanden geschehene Hinrichtung desselben als Mitglied einer Räuberbande merkwürdig genug gerechtfertigt hat. Ich erinnere mich mehr als einmal, von dem aufgebrachten Lehrer die Worte gehört zu haben: „Kerl, in den ersten zehn Jahren hängst du am Galgen.“ Am mehesten schien uns der Lehrer im Vortrag der biblischen Geschichte zu glänzen. Ein tiefes Schweigen herrschte immer, wenn er, in näselndem Ton, eine Prise Tabak in den Fingern, seine schnarrende Stimme erhob und uns vordekamierte: „Roffe und Wagen jagten hinter den Kindern Israels einher, aber Pharao ersoff mit seinem ganzen Kriegsheer im Roten Meer.“ Daneben war er in der Arithmetik ein Pestalozzianer und ließ, damit sich alles besser einprägte, die Formeln von der ganzen Klasse herbrüllen. Noch jetzt klingt es mir in den Ohren, denn . . . Morgen hörte man eine ganze Stunde lang nichts als das tafeligerechte: 3 mal 3 und $\frac{1}{2}$ von 3 sind zehne, 4 mal 4 und $\frac{1}{4}$ von 4 sind 19 usw. Der gute Mann hat später seine Lehrstelle niedergelegt und ist jetzt Pastor in S. . . . — Ein anderer, M. . . ., mit hellblondem Haar, ein beständiger Trinkgenosse des jüngeren Hof³⁾, keine Stunde nüchtern, hatte ein schlechtes Gesicht, aber noch schlechteren Verus zum Lehrer. Da nun niemand fähiger ist, die Schwachheiten der Menschen zu entdecken und zu benützen als die Kinder, wahrscheinlich weil man in späteren Jahren sie vor denselben nicht verbergen zu müssen glaubt, so mußten auch wir seine außerordentliche Blumenliebhaberei zu unserer Belustigung zu benützen. Große Sträuße, nur aus weißen Lilien und Brennesseln bestehend, wurden jeden Morgen auf sein Katheder gelegt, und wenn er sich auch nicht gerade beim Niesen die Nase versengte, so war dieselbe doch gewiß immer von den Staubfäden der Lilie den ganzen Tag über hochgelb gefärbt. Wo er hingekommen ist, weiß ich nicht.

Nicht weniger trug zum Lachen die Sonderbarkeit des Direktors der Anstalt⁴⁾ bei. Er setzte seinen Ruhm darein, sehr künstlich geflochtene lateinische Perioden zu machen, wovon er dem Publikum eine Probe vorgelegt hat in seiner Schrift. (Dieselbe ist im Manuskript nicht genannt.)

Seine schwere Zunge ließ ihn nicht geläufig Deutsch sprechen, und da er dies wohl selbst wissen mochte, entschädigte er sich dafür an der hebräischen Sprache. Wir kannten diese Eitelkeit zu gut, um nicht jedesmal Gebrauch davon zu machen, wenn wir unsere Arbeiten nicht gemacht hatten. War dies der Fall, so ließ er sich gern überreden, uns Schülern der untersten Klasse, Knaben von neun bis elf Jahren, aus der hebräischen Bibel ganze Abschnitte vorzulesen; ja, er schien auf diese Bitte

zu warten, indem er jedesmal sein hebräisches Buch mitbrachte. Wenn der Mann von dieser Seite lächerlich ist, so verdient er von einer andern gerechtes Mitleid, wenn man die unglücklichen häuslichen Verhältnisse bedenkt, die ihn in diesen Zustand der vollkommenen Schafsköpfigkeit gebracht hatten. Mag er auch von Haus aus ein Einfaltspinsel gewesen sein, so hätten doch die Mißhandlungen von seiten seiner Frau und ihres Liebhabers, des Professors der Universität, R. . . . d., genügt, auch einen andern blödsinnig zu machen. Der Mißmut und die Melancholie gaben dann seinen Neigungen und Studien diese lächerliche Richtung. Auf jeden Fall war es ein Glück, daß ihn der Tod 1819 einem hilflosen Alter und dem Gespötte der Kinder entriß.

In diese Zeit (25. August 1819) fällt auch der Judensturm in Heidelberg, die Ermordung Kokebue's im nahen Mannheim, die gewalttätige Aufregung der Studentenköpfe, die Turnergemeinden u. dgl., worauf ich später einmal kommen werde.

Mehrere andere meiner Lehrer kann ich füglich übergehen, da ich ihnen kein Interesse abgewonnen habe und andere es schwerlich könnten. Einen aber zu übergehen, würde ich, für Undank halten, indem ich keinen kenne, der mit mehr Liebe an seinen Schülern, mit mehr Eifer an seinem Berufe hing, ich meine R. . . . Er war ein Philologe aus Heine's Schule, äußerst lebhaft wie fast alle Rheinländer, gutmütig, oft bis zum Weinerlichen, aber auf der andern Seite beißend witzig. Dennoch war er in allem, was seine Klasse anging, äußerst pedantisch. Wenn er uns durch etwas hätte lächerlich werden können, so wäre es durch die überschwängliche Masse von Sprichwörtern geworden, die er weit ärger als Sancho in allem, was er sprach, häufte. Eine Probe seiner Methode, Schule zu halten, mag hier stehen. Nur muß man sich zwischen die her unmittelbar aneinandergereihten Sätze hie und da Antworten des zu examinierenden Schülers denken:

Präziser müßt ihr kommen! Memento grammaticae! Sag ich das für die Katz oder für die vier Bärde⁵⁾ grammaticam! Ihr müßt nach meinen Worten tun; ihr seid eine gehorchende Macht. Sic volo, sic jubeo! Ihr könnt nicht zwei Herren zugleich dienen; ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon; ihr könnt nicht der Schule dienen und Romane lesen. Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken. Ich will euch zu ewigen Wahrheiten führen, aber ihr wollt nur Allotria; ich will euch rechtes Denken lehren, aber ihr wollt nur Teufeleien. Ihr dürft nicht mit eines andern Kalbe pflügen, sondern mit dem Kalbe eures Geistes. Ein Cato ist mir lieber als 10 000 Caesaren, es gab nur einen Cato. Schüler, lern oder geh zum Teufel! Du gehst wie die Kaze um den heißen griechischen Brei. Die Grammatik ist der Weinberg, den ihr umgraben müßt, um darin den Schatz zu finden. „Uebersehen“ heißt dem Autor Nase abschneiden, Haare ausraufen, Beine zermalmen, Zunge ausreißen, Zähne einschlagen. Ein solcher Insubordinationsfehler darf nie wieder vorkommen. Kerl, dich hat der Teufel geritten; kennst du den genium latinatis? Ihr überseht halt dem Teufel ein Ohr ab; ihr seid Freigeister, Rebelfahrer, Irzische. Um Amourschaften müßt ihr euch nicht bekümmern; ihr müßt euch als Minister der grammatischen Angelegenheiten betrachten. Ihr habt nicht den rechten sensum latinatis. Man muß auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wichtig, ja, ja der Buttman⁶⁾ ist einer der Grands, der Magnaten, der Caziken⁷⁾ der Pairs, der Matadors, der Lords unter den griechischen Grammatikschreibern. Ein einziger großer Teufel führt ein ganzes Gefolge von kleinen Teufeln mit sich. Der Saussad! das bring der Teufel heraus! usw.

Dies mag zur Probe genug sein. Wenn man freilich bedenkt, daß solche Tiraden sich jeden Tag wiederholen, so wird man es nicht auffallend finden, daß uns die Langeweile beinahe tötete.

Man spürt hier nachgerade die Freude des werdenden Dichters, in seinem Lehrer R. ein echtes Original vor sich zu haben, das der Abschilderung wert ist. Man darf darin eine unbewußte Vorübung Naders für seine spätere Meisterleistung, die aufgedornerten Monologe und den Galimathias des Schusters und Volksredners Christof Hackstrumpf erblicken, jene dramatische Gestaltung der Tiraden, die uns nicht bloß den Sprecher, sondern auch die Angeredeten lebhaftig und plastisch vor die Sinne stellen.

⁵⁾ Ausgezeichneter Philolog, † 1764 zu Frankfurt a. M.

⁶⁾ Häuptlinge bei den Indianern Südamerikas.

Nenne Fath-Kaiser / Die Gänderode stirbt / Die Tragödie einer Liebenden

I.

Karoline saß unter der Blutbuche im Garten der Servierischen Besingung, Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ vor sich, eines ihrer Lieblingsbücher, das sie immer wieder vornahm, wenn ihr idealer, hochfliegender Geist von den Kummernissen und Leiden des überaus sensiblen Gemütes und den Pinfälligkeiten ihres zarten Körpers allzu sehr bedrängt wurde. Doch selbst das vielbewährte Buch versagte heute Trost und Aufrihtung. Die seelische Unruhe war nicht zu bändigen, riß sie hoch, trieb sie den Weg entlang, auf dem der Bote mit den im Städtchen abgeholtten Brieffächten zurückkommen mußte.

Seit Monaten litt sie an dem Gefühl der absterbenden Liebe ihres Heidelberger Freundes. Er war so voll Vernunft, voll abgewogenen Handelns, wie es der Liebe nicht ansteht. Hatte er nicht im Frühjahr aus Kleinlicher Angst vor möglichem Gerede auf einen Besuch verzichtet? Nahm er nicht ihre mehrfachen Andeutungen einer möglichen anderweitigen Ehebündung, die doch nur kindliche Versuche waren, am Feuer der Eifersucht seine Liebe neu zu entzünden, mit einem beleidigenden, wenn auch durch geschickte Worte entfangungsvoll verbrämten Gleichmut hin? Kann ein wahrhaft Liebender wirklich so selbstlos sein, dem Gefährten ein Glück zu wünschen, an dem er selbst keinen Teil hat? Karoline vergaß, wie oft sie selbst schon feierlich entsagt und den himmlischen Frieden dieser Entsagung gerühmt hatte, ohne freilich diese Versuche der Selbstentäußerung durchhalten zu können. Seit vielen Monaten waren die Briefe nicht Brücken der Liebe, nicht Wege des Zusammenkommens, sondern Ursachen der Zwietracht, Samen des Mißverständnisses, Werkzeuge seelischer Folterung. Hatte der Freund recht mit seiner Klage, daß sie sein vielfach gebundenes, umzäuntes Leben nicht verstehe, daß sie sich in die Bedingtheit seines Staatsdienerberufes nicht hinwegzuversetzen vermöchte, daß sie auf ihm feindliche Einflüsterungen ihres Bekanntenkreises mehr höre als auf ihn selbst? War es möglich, daß der Gedanke an sein unvortheilhaftes Neupere ihn wirklich, wie er vorgab, davon abhielt, ein öfteres Zusammensein zu suchen? Vor kurzem erst hatte sie, verzweifelt über die wiederholten Mißverständnisse, ihren Entschluß kundgetan, nach kleinen Rente gekommen war. Hatte der Freund da nicht hundertlei Einwände erhoben? Wenn sie selbst nicht zögerte, um der Nähe des Geliebten willen die Vortheile des Stillschlebens aufzugeben, war es dann an ihm, das zu bebauern?

Ach, im Grunde ihres Herzens sprach eine klare und gerechte Stimme für den Freund, rechtfertigte jedes seiner Worte. Ihr heller Verstand begriff wohl, daß ein Mann anders, doch darum nicht weniger liebt als die Frau, wenn er die Vernunft nicht von der Leidenschaft vergewaltigen, das Gefühl und die Sehnsucht nicht über den Willen zur Pflicht hinauszuhängen läßt. Hätte sie einen Mann achten und lieben können, der um seiner Leidenschaft willen alle anderen Bindungen und Verpflichtungen rücksichtslos zerriß? Aber auch sie befand sich im Recht, im Recht ihrer Natur. Sie mußte lieben, suchen und sehnen, wie es ihrem Wesen entsprach, und sie war ein Weib, zutiefst dem Gefühl verklavt. Sie hatte sich einst stark geglaubt, stark zum Tragen, stark zum Entsagen, stark zum Mahalten und stark zum Freundbringen, aber ihre Stärke war zerbröckelt an den vielerlei Widerständen des Gegebenen, die Sehnsucht hatte sie zerfressen und die Mißverständnisse sie unterhöhlt. Und so war ihr letztes Wiedersehen kein Fest des Glückes mehr geworden, sondern der Zusammenprall zweier Leben, die sich keinen Weg mehr wissen, keinen gemeinsamen, aber auch keinen einsamen. Er hatte ein vertrauensvolles Sichausprechen gesucht, aber sie war nicht dazu fähig gewesen, jedes Wort, das er sprach, peitschte ihre Reizbarkeit, weckte ihr Mißtrauen. Da war er stille geworden und traurig. Nie würde sie den Ausdruck hilfloser Müdigkeit auf dem unschönen und doch so heißgeliebten Gesicht vergessen. Wie zwei zum Tode Verurtheilte waren sie schließlich beisammengesessen, aneinandergespreßt, nicht aus Zärtlichkeitsverlangen, sondern aus Furcht . . . damit keines des andern erschöpfe und verzweifelte Miene sehen könne. Stumm waren sie geblieben, weil jedes Wort doch nur verwundete. Verzweiflungsvoll hatten sie sich umklammert und in sich hineingehört, ob sich nicht vielleicht doch noch ein Wunder bereite und sie zu glückhafter Harmonie verbinde. Aber keines hatte das wunderkräftige Wort gefunden, und so mußten sie den Abschied fast als Erlösung empfinden. Zaghaft, vorsichtig hatte der Freund zuletzt gebeten: „Wir müssen erst zur Ruhe kommen, ehe wir uns wieder schreiben. Briefe wie die letzten sind verderblich. Ich bitte dich, liebste Vina, suche dich zu beruhigen, zu erholen. Weise alle unberechtigten Zweifel zurück, halte dich an mein Wort. Ich liebe dich treu und innig wie immer. Sage dir das immer wieder, und

wenn du ruhig geworden bist, dann schreibe mir. Ich werde in geduldiger Zuversicht warten.“

Seither war sie ohne Nachricht von dem Freunde, fast vier Wochen lang. Sie hatte um innere Ruhe und Zuversicht gerungen, doch ihre Kraft versagte ohne den Zuspruch seiner Briefe. Und nun hatte sie gar eine unbestimmte Nachricht aufgefungen, daß Kreuzer schwer krank daniederliege. Seitdem litt sie selbst endlosen Todeskampf. Warum . . . wie so krank? War sie schuld? War nicht schon bei der Zusammenkunft in Frankfurt atemischwere Mattigkeit, blasse Erschöpfung, fiebriger Wechsel über ihm gelegen wie die Falten eines Bahrtuches? War es ein Wunder, wenn der Freund zusammenbrach? Spürte sie nicht selbst, wie ihr eigenes Leben in immer schnellerer Fahrt dem Tod oder dem Wahnsinn entgegentrieb?

Ihr Herz stockte. Sie sah den Briefboten. Er übergab dem Gast seiner Herrschaft ohne weiteres den einzigen Brief, den er in Händen hielt. Karoline erblickte, als sie wieder einen fremden Namen las, aber dann stutete sie, ihr Blick kehrte eindringlicher zur Adresse des Briefes zurück. Sah diese Handschrift nicht sehr gezwungen, wie verstellt aus? Da war eine Aehnlichkeit . . . Mit ungeheurer Schnelligkeit jagten sich die Vermutungen in Karolines Gehirn, und dann, mit jener blitzschnell aufzuckenden Sellsichtigkeit, jener Allwissenheit liebender Frauen für alles, was ihre Liebe angeht, wußte Karoline plötzlich, daß dieser Brief ihr galt, sie erkannte die Schrift unzweifelhaft als diejenige der Susanne von Heyden, der Vertrauten ihrer Liebe.

Warum denn schrieb sie an Lotte Servière? Doch nur, weil der Brief eine furchtbare Botschaft enthielt, die der vorbereitenden Vermittlung bedurfte. Kreuzer war tot. Eine andere Möglichkeit fiel Karoline in diesem Augenblick nicht ein.

Besinnungslos lief sie den Weg zurück, instinkthafte geführt erreicht sie ungeschen ihr Zimmer, riß den Brief auf, fand zwei Schreiben darin, eines an Lotte, eines an sie selbst, beide von der Hand Susannens. Sie las zuerst den an Lotte gerichteten Brief, las, wurde leichenhaft bleich, ihre schwächern anmutigen Züge verzerrten sich, die blauen Augen suchten herum nach einer, eine erlösende Erklärung, hefteten sich dann wieder an die furchtbaren schwarzen Buchstaben. Kreuzer lag schwer krank, und in der schlimmsten Stunde, dem Tode nahe, hatte er, von der unermüdeten Pflege, der Liebe und Treue seiner Gattin bezwungen, ihr versprochen, für immer seiner Neigung zu Karoline zu entsagen, wenn er die Krankheit überstehe. Er hatte die Freunde gebeten, Karoline von seinem Entschluß zu verständigen.

Die Gänderode ließ den Brief zu Boden fallen, suchte Halt an dem Tisch, an dem sie stand. Mit ungeheurer Anstrengung unterdrückte sie einen Schrei, ein gewaltsam aufstürzendes Schluchzen und Weinen. Die unausdenkliche Qual jagte wie Schaumblasen des Herzblutes vielerlei Gedanken hoch, die, ungeformt, sofort wieder in die rote Blut zurücksaufen. Eine Empfindung vor allem goß gärende Bitterkeit in die Verzweiflung. Das war das Gefühl der Schmach, daß der Geliebte ihre tiefste Gemeinschaft, ihr heiligstes, kostbarstes Erlebnis in die Hände der Freunde gegeben hatte wie irgend eine Alltagsware. Das traf sie als eine Schmähung und Demüthigung, die den heiligen Schmerz zu freßendem Gift verkehren mußte. So hätte das Ende dieser Liebe nicht kommen dürfen. Keine in Scham schauernde körperliche Nacktheit hätte sie mehr zerstören können als diese Verletzung der allerscheuesten und zartesten Keuschheit.

Sie griff nach einem Briefbogen, um dem Freunde den letzten Gruß zu senden. Doch schon nach wenigen Worten legte sie mit hoffnungsloser Bewegung die Feder zur Seite. Was hätte sie dem Manne noch zu sagen gehabt, zu dem jedes Wort nur noch durch das Sprachrohr seiner Freunde gelangte?

Karoline stand auf, nahm den feinen Dolch, mit dem sie die Briefe geöffnet hatte. Ihre Mundwinkel zuckten. Das war also das Ende, dem sie in nur halbverbülltem Wissen schon immer entgegengelebt hatte? Sie verließ das Zimmer, rief im Vorbeigehen an der Wohnstube der Freundin zu, daß sie noch ein wenig spazieren gehen wolle, verließ den Garten, durchschritt die Weinberge, um den stillen Pfad am Rhein zu erreichen. Der Strom glänzte im rotgoldenen Abendlicht, in das die Möven schwirrend ihre Flügelspitzen tauchten, im Norden aber, wo die Berge dem Strom den Weg zu sperren schienen, hing drohend geballtes Gewittergewölk in den Klüften des Binger Lochs. Karoline heftete den Blick kraftsuchend an die schwarze Wolkenswand, die heranziehende Dunkelheit tat ihrer zerstörten Seele wohl. Sie atmete auf, als sie endlich aus der heißen Luft der Weinberge in das kühle und schattige Gestrüpp eines Erlengebüsches eintauchen konnte. Da ließ sie die Selbstbeherrschung wie eine allzuschwere Last von sich fallen.